

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 19 (1951-1952)
Heft: 3

Artikel: Aus dem Cahier rouge
Autor: Constant, Benjamin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758642>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AUS DEM CAHIER ROUGE

Von Benjamin Constant

I

Streit um Synonyme

Wenn die Trägheit ihre Schattenseiten hat, so bietet sie doch auch viele Vorteile. In Lausanne beschränkte ich mich nicht lange darauf, ein friedliches und arbeitsames Leben zu führen, vielmehr lenkten mich neue Liebschaften ab, und da ich drei Jahre älter war als in Erlangen, beging ich dreimal so viele Torheiten. Der Gegenstand meiner Leidenschaft war eine Engländerin von dreißig bis fünfunddreißig Jahren, die Frau des englischen Gesandten in Turin. Sie war sehr schön gewesen und hatte immer noch recht hübsche Augen, prachtvolle Zähne und ein Lächeln, das bezaubernd war. Ihr Haus war sehr angenehm, es wurde stark gejeut, so daß ich dort noch eine andere, viel lebhaftere Neigung befriedigen konnte als die, welche der Frau des Hauses galt. Mrs. Trevor war äußerst kokett und besaß den differenzierten und verspielten Geist, den die Koketterie jenen Frauen verleiht, die sonst keinen haben. Sie vertrug sich nicht sehr gut mit ihrem Mann, von dem sie fast immer getrennt lebte, und es waren beinahe unaufhörlich fünf bis sechs junge Engländer um sie her. Zunächst stürzte ich mich in diese Gesellschaft, weil sie glänzender und angeregter war als irgendeine andere in Lausanne. Als ich dann sah, daß die meisten jungen Leute ihrer Umgebung ihr den Hof machten, setzte ich mir in den Kopf, ich wolle ihr gefallen. Ich verfaßte einen schönen Brief, in dem ich ihr erklärte, ich sei in sie verliebt. Diesen Brief übergab ich ihr eines Abends, und am nächsten Tage ging ich wieder hin, um Antwort zu erhalten. Die Aufregung, in der ich mich infolge der Ungewißheit über das Ergebnis meines Schrittes befand, hatte mich in eine Art von Fieber versetzt, die ähnlich wirkte wie eine Leidenschaft, die ich zunächst nur hatte heucheln wollen. Mrs. Trevor erteilte mir ihre Antwort schriftlich,

wie es den Umständen ja entsprach. Sie wies auf die Fesseln hin, die ihr auferlegt waren, und bot mir die innigste Freundschaft an. Ich hätte mich durch diesen Ausdruck nicht beeinflussen lassen und einfach zusehen sollen, wohin diese Freundschaft uns führte. Statt dessen hielt ich für angezeigt, die tiefste Verzweiflung zur Schau zu tragen, weil sie mir für meine Liebe nur Freundschaft bieten wollte: ich wälzte mich also auf dem Boden und rannte mit dem Kopf gegen die Wand, alles wegen dieses unseligen Wortes Freundschaft. Die arme Frau, die wahrscheinlich sonst mit kundigeren Männern zu tun gehabt hatte, wußte nicht, wie sie sich angesichts dieser Situation verhalten sollte, die um so unbequemer für sie war, als ich ihr durch keine meiner Bewegungen die Möglichkeit gab, sie auf eine für uns beide angenehme Weise zu beenden.

Ich hielt mich immer zehn Schritte von ihr entfernt, und jedesmal, wenn sie sich mir näherte, um mich zu beruhigen oder zu trösten, wich ich nur weiter zurück und erklärte, daß mir, da sie ja für mich nun einmal nur Freundschaft übrig habe, nichts bliebe als der Tod. Vier Stunden lang vermochte sie nichts anderes aus mir herauszuziehen, und als ich sie verließ, blieb sie vermutlich einigermaßen verstimmt über einen Liebhaber zurück, der sich um Synonyme stritt.

Auf diese Weise brachte ich drei oder vier Monate hin; täglich nahm meine Verliebtheit zu, weil ich mich täglich an einer Schwierigkeit stieß, die ich selber geschaffen hatte, und weil ich immer wieder zu Mrs. Trevor zurückkehrte, übrigens mindestens so sehr von meiner Leidenschaft fürs Spiel als von meiner lächerlichen Liebe getrieben. Mrs. Trevor agierte bei dieser meiner bizarren Aufführung ihre Rolle bewundernswert geduldig mit. Sie beantwortete alle meine Briefe, empfing mich unter vier Augen und behielt mich bis drei Uhr morgens da. Aber es kam dabei weder für sie noch für mich das geringste heraus. Ich litt unter außerordentlicher Schüchternheit, gepaart mit heftigstem Temperament; ich wußte noch nicht, daß man nehmen muß anstatt zu verlangen; ich verlangte nur immer, und ich nahm niemals. Mrs. Trevor mußte in mir ein seltsames Spezimen, eines Liebhabers sehen. Aber da die Frauen immer lieben, was ihnen beweist, daß sie imstande sind, eine große Leidenschaft einzufloßen, fand sie sich mit meinem Gehaben ab und nahm mich deswegen nicht schlechter auf.

Ich wurde eifersüchtig auf einen Engländer, der sich aus Mrs. Trevor im Grunde gar nichts machte, und wollte ihn dazu zwingen, daß er sich mit mir schlug. Er glaubte mich dadurch zu beruhigen, daß er mir erklärte, weit entfernt, auf meinen Pfaden zu

wandeln, finde er Mrs. Trevor nicht einmal besonders angenehm. Nun wollte ich mich mit ihm schlagen, weil er der Frau, die ich liebte, nicht mehr Gerechtigkeit widerfahren ließe! Unsere Pistolen waren schon geladen, als mein Engländer, der zu einem so lächerlichen Duell nicht die geringste Lust verspürte, sich auf sehr geschickte Art aus der Affäre zog. Er forderte die Anwesenheit von Sekundanten und kündigte mir an, er würde diesen sagen, weshalb ich Streit mit ihm suchte. Ich vermochte ihm noch so sehr vor Augen halten, er schulde mir Verschwiegenheit: er schlug alle meine Einwände in den Wind, und ich mußte auf mein glorreiches Unternehmen verzichten, um die Dame meines Herzens nicht öffentlich bloßzustellen.

Indessen war es Winter geworden, und mein Vater sagte mir, ich solle mich bereithalten, ihn nach Paris zu begleiten. Meine Verzweiflung war grenzenlos. Mrs. Trevor schien dafür viel Verständnis zu haben. Ich nahm sie oft in meine Arme, benetzte ihre Hände mit meinen Tränen und verbrachte ganze Nächte weinend auf einer Bank, auf der ich sie hatte sitzen sehen; sie schluchzte gemeinsam mit mir, und hätte ich nicht an Wörtern herumgeklaut, so würde ich vielleicht noch durchgreifendere Erfolge verzeichnet haben. So blieb es bei einem keuschen Kuß auf ihre bereits ein klein wenig welkenden Lippen. In einem Zustand unaussprechlichen Jammers brach ich schließlich auf. Mrs. Trevor versprach mir zu schreiben, und ich wurde von hinnen geführt.

Man sah mir mein Leiden derartig an, daß noch zwei Tage später einer meiner Vettern, der mit uns zusammen reiste, meinem Vater vorschlagen wollte, mich in die Schweiz zurückzuschicken, da er überzeugt war, ich werde die Reise nicht überstehen. Aber ich überstand sie doch, und wir kamen an. Ich fand einen Brief von Mrs. Trevor vor. Der Brief war kühl, doch ich wußte ihr Dank, daß sie ihr Versprechen gehalten hatte. Ich antwortete ihr in der Sprache der leidenschaftlichsten Liebe. Es kam von ihr ein zweiter Brief, der etwas nichtssagender als der erste war. Während unsere Briefe mit der Post ihren Weg zurücklegten, kühlten meine Gefühle ab. Ich schrieb nicht wieder zurück, und damit war unsere Beziehung aus.

Gleichwohl sah ich Mrs. Trevor drei Monate darauf in Paris wieder; ich war ganz unbewegt, und sie selber höchstens dadurch etwas tiefer berührt, daß sie mich so völlig von ihr losgelöst fand. Die arme Frau setzte ihre Laufbahn als Kokette noch ein paar Jahre fort und machte sich recht lächerlich damit; dann kehrte sie nach England zurück, wo sie, wie man mir erzählte, bis zum Wahnsinn unter Nervenattacken litt...

II

Brautwerbung mit Opium

Diese neue Leidenschaft (für Madame de Charrière) nahm jedoch keineswegs meine ganze Zeit in Anspruch. Es blieb mir leider genug, um große Schulden zu machen. Eine Frau, die von Paris aus mit meinem Vater korrespondierte, brachte ihm warnend mein Betragen zur Kenntnis, schrieb ihm aber gleichzeitig, ich könne alles in Ordnung bringen, wenn es mir gelänge, eine junge Person zu heiraten, die den Kreisen angehörte, in denen ich zu verkehren pflegte, und die eine Rente von neunzigtausend Francs mitbekommen sollte. Er schrieb mir darüber in einem Briefe, der im übrigen viele und sehr gerechtfertigte Vorwürfe enthielt, und in dem er mir schließlich erklärte, daß er mir einen weiteren Aufenthalt in Paris nur gestatten würde, wenn ich versuchte, dieses vorteilhafte Projekt zu verwirklichen, und wenn ich glaubte, irgendwelche Aussicht auf Erfolg zu haben.

Das junge Mädchen, um das es sich handelte, war sechzehn Jahre alt und sehr hübsch. Ihre Mutter hatte mich gleich nach meiner Ankunft sehr freundlich bei sich empfangen. Ich sah mich nun also in die Notwendigkeit versetzt, eine Sache wenigstens zu versuchen, deren Erfolg mir sehr recht gewesen wäre, oder aber eine Stadt zu verlassen, in der ich mich ausgezeichnet amüsierte, und wieder zu meinem Vater zurückzukehren, der mir im voraus anzeigte, er werde sehr unzufrieden mit mir sein. Ich zögerte keinen Augenblick, einen Versuch zu wagen. Gemäß den Gepflogenheiten schrieb ich sofort an die Mutter und bat sie um die Hand ihrer Tochter. Sie antwortete mir sehr freundlich, aber in Form einer Absage, die sie damit begründete, daß ihre Tochter bereits verlobt sei und in wenigen Monaten heiraten solle. Ich glaube indessen nicht, daß sie selbst diese Absage für durchaus unwiderruflich hielt; denn einerseits habe ich später erfahren, daß sie in der Schweiz Erkundigungen über meine Vermögenslage hatte einziehen lassen, und andererseits gab sie mir jede nur mögliche Gelegenheit, mit ihrer Tochter unter vier Augen zu sprechen. Ich aber führte mich auf wie ein Narr!

Anstatt mir das Wohlwollen der Mutter zunutze zu machen, die mir zwar eine Absage erteilte, daneben aber doch große Freundlichkeit erwies, wollte ich einen Roman mit der Tochter anfangen und fing ihn auf die törichtste Weise an. Ich versuchte nicht, ihr zu gefallen; ich sprach kein Wort zu ihr über meine Gefühle. Statt dessen fuhr ich fort, denkbar schüchtern mit ihr zu reden, sobald

ich mich mit ihr allein befand. Aber ich schrieb ihr einen schönen Brief, so als wollten ihre Eltern sie gegen ihren Willen an einen ungeliebten Mann verheiraten, und schlug ihr vor, sie solle sich von mir entführen lassen. Ihre Mutter, der sie offenbar diesen Brief zeigte, war nachsichtig genug, ihre Tochter ihn so beantworten zu lassen, als habe sie ihr nichts davon gesagt.

Mademoiselle Pourras — dies war ihr Name — schrieb mir, daß es Sache ihrer Eltern sei, über ihr Geschick zu bestimmen, und daß es sich für sie nicht schicke, Briefe zu erhalten — von einem Manne. Ich gab mich damit nicht zufrieden, sondern kam erst recht auf meinen Vorschlag zurück, ich wolle sie entführen, befreien, vor der Heirat beschützen, zu der man sie zwingen wolle. Man hätte meinen sollen, ich schreibe an ein armes Opfer, das mich um Hilfe angefleht hatte, und an eine Person, die für mich alle die Leidenschaft empfand, die ich für sie zu hegen glaubte: tatsächlich aber waren meine ritterlichen Episteln an eine sehr vernünftige junge Dame gerichtet, die mich keineswegs liebte und für den Mann, den man ihr vorgeschlagen hatte, keinerlei Abneigung empfand, die mir außerdem weder Anlaß noch Recht gegeben hatte, ihr in diesem Tone zu schreiben. Ich aber hatte nun einmal diesen Weg eingeschlagen, und um keinen Preis der Welt wollte ich ihn verlassen. Das Unbegreiflichste aber bei der Sache war, daß ich Mademoiselle Pourras, wenn ich sie traf, kein Sterbenswörtchen sagte, das sich auf meine Briefe bezog. Ihre Mutter ließ mich weiter mit ihr allein trotz meiner ausgefallenen Anerbietungen, von denen sie sicher wußte, was mich in der Meinung be stärkte, daß ich immer noch hätte zum Ziel gelangen können.

Weit entfernt jedoch, diese Gelegenheiten zu nutzen, zeigte ich mich, sobald ich mit Mademoiselle Pourras allein war, von ausgesuchter Schüchternheit. Ich sprach zu ihr nur von gleichgültigen Dingen und spielte nicht einmal von ferne auf die Briefe an, die ich ihr täglich schrieb, und ebensowenig auf das Gefühl, das sie mir diktierte. Endlich führte ein Umstand, für den ich nichts konnte, eine Krise herbei, die allem ein Ende bereitete. Madame Pourras, die immer ganz lebenslustig gewesen war, hatte noch einen Liebhaber, dem sie vor allen den Vorzug gab. Nachdem ich sie um die Hand ihrer Tochter gebeten hatte, fuhr sie gleichwohl fort, mich freundlich zu behandeln, tat immer so, als wisse sie nichts von meiner törichten Korrespondenz, und während ich täglich an die Tochter schrieb, um ihr eine Entführung vorzuschlagen, machte ich die Mutter zur Vertrauten meines Gefühls und meiner Leiden: alles, muß ich gestehen, ohne alle Berechnung und völlig ohne Arg. Aber ich hatte nunmehr beiden gegenüber mein Ver-

halten festgelegt. Ich hatte daraufhin mit Madame Pourras lange Unterhaltungen unter vier Augen. Ihr Liebhaber nahm Anstoß daran. Es gab heftige Szenen, und Madame Pourras, die fast fünfzig war und diesen Freund nicht verlieren wollte, der der letzte sein mochte, beschloß, ihn endgültig zu beschwichtigen.

Ich ahnte nichts, und als ich eines Tages Madame Pourras meine gewohnten Klagen vortrug, erschien plötzlich Monsieur de Sainte-Croix — das war der Name des Freundes — und zeigte sich sehr ungehalten. Madame Pourras faßte mich bei der Hand, führte mich ihm entgegen und forderte mich auf, mich feierlich darüber zu erklären, ob ich nicht vielmehr in ihre Tochter verliebt sei, ob ich diese nicht habe zur Frau haben wollen und ob sie selbst denn überhaupt auch nur das geringste mit meiner häufigen Anwesenheit in diesem Hause zu tun habe. In dieser Erklärung, die sie von mir forderte, sah sie nichts als ein Mittel, den Bedenklichkeiten des Herrn von Sainte-Croix ein Ende zu bereiten. Ich aber betrachtete die Sache unter einem anderen Gesichtspunkt; ich sah mich vor einen Fremden geschleppt, um ihm zu gestehen, daß ich ein unglücklich Liebender, ein Mann, der von Mutter und Tochter abgewiesen war, sei. Meine verwundete Eigenliebe trieb mich in eine Art von Delirium hinein.

Zufällig hatte ich ein kleines Fläschchen mit Opium in der Tasche, das ich schon seit einiger Zeit immer bei mir trug. Es hatte sich dies aus meiner Beziehung zu Madame de Charrière ergeben, die während ihrer Krankheit sehr viel Opium nahm und mich dadurch auf den Gedanken gebracht hatte, ich müsse auch welches haben, und deren lebhaft, eindrucksvolle, aber immer sehr seltsame Unterhaltung mich in einer Art von geistigem Rausch erhielt, der nicht wenig zu allen den Sonderbarkeiten beigetragen hat, die ich mir damals leistete. Ich wiederholte unaufhörlich, daß ich mich töten wolle, und dadurch, daß ich es sagte, glaubte ich es schließlich fast selbst, obgleich ich im Grunde meines Herzens keinerlei Lust dazu empfand. Mit meinem Opium also in der Tasche, geriet ich, als ich mich Herrn von Sainte-Croix so theatralisch vorgeführt sah, in eine tödliche Verlegenheit, aus der ich mich besser durch eine Szene als durch ruhiges Gespräch ziehen zu können glaubte. Ich sah voraus, daß Monsieur de Sainte-Croix mir Fragen stellen, mir Interesse bezeugen würde, und da ich mich gedemütigt fühlte, waren mir diese Fragen und dieses Interesse wie alles, was die Situation in die Länge ziehen konnte, schlechterdings unerträglich. Ich war sicher, alles das von mir abzuwenden, wenn ich das Opium schluckte.

Außerdem hegte ich schon seit langem die Einbildung, daß sich

für eine Frau umbringen zu wollen, ein Mittel sei, ihr zu gefallen. Dies aber stimmt nicht unbedingt. Wenn man einer Frau nämlich schon gefällt und sie im Grunde nichts lieber täte, als sich hinzugeben, so tut man gut, ihr zu drohen, daß man sich töten wolle, weil man ihr damit einen entscheidenden, zu raschem Handeln zwingenden, ehrbaren Vorwand bietet. Wird man aber nicht geliebt, so bringen weder Drohung noch Tat die geringste Wirkung hervor. Auf dem Grunde meines Abenteuers mit Mademoiselle Pourras lag ein entscheidender Irrtum: ich spielte Romanheld ganz für mich allein. Als Madame Pourras also ihr Verhör beendet hatte, sagte ich ihr, ich wisse ihr Dank dafür, daß sie mich in eine Lage versetzt habe, in der mir nur ein einziger Entschluß übrigbleibe, zog meine kleine Phiole heraus und setzte sie an die Lippen. Ich erinnere mich, daß in dem kurzen Augenblick, der während dieser Operation verging, ich noch rasch eine Rechnung anstellte, die mich vollends entschied: Sterbe ich daran, sagte ich mir, so ist alles aus; werde ich aber gerettet, so ist es ausgeschlossen, daß Mademoiselle Pourras nicht in Gefühlen zerschmilzt für einen Mann, der sich ihretwegen hat töten wollen. Ich schluckte also mein Opium hinunter.

Ich glaube nicht, daß es genug war, um mir ernstlich zu schaden, und da sich Monsieur de Sainte-Croix auch noch auf mich stürzte, floß die Hälfte zu Boden. Es herrschte große Bestürzung. Man ließ mich eine Säure einnehmen, um die Wirkung des Opiums aufzuheben. Ich tat alles, was man von mir verlangte, mit vollkommener Gefügigkeit, nicht weil ich Angst gehabt hätte, sondern weil die anderen doch darauf bestanden hätten, und ich keine Lust verspürte, mich noch lange zu sträuben. Wenn ich sage, ich hatte keine Furcht, so etwa nicht, weil ich damals schon gewußt hätte, welche geringe Gefahr bestand. Ich kannte die Wirkungen gar nicht, die das Opium hervorbringt, nur hielt ich sie für viel schrecklicher. Nach meiner vorhergehenden Ueberlegung aber war mir der Ausgang ganz gleichgültig. Indessen mußte meine Bereitwilligkeit, mir alles geben zu lassen, was die Wirkung dessen, was ich soeben getan hatte, aufheben mußte, meine Zuschauer überzeugen, daß an dieser Tragödie im Grunde nichts Ernstes sei. Es ist dies nicht das einzige Mal in meinem Leben, daß nach irgendeiner demonstrativen Handlung mir auf einmal die Feierlichkeit widerstand, die nötig gewesen wäre, um sie durchzuführen, und daß ich aus solchem Widerwillen heraus mein Werk zu nichte machte.

Nachdem man mir alle Heilmittel verabfolgt hatte, die man für nützlich hielt, bekam ich noch eine kleine Predigt mit auf den

Weg, die mir mit halb mitleidiger, halb lehrhafter Miene gehalten wurde, und die ich meinerseits mit tragischer entgegennahm. Nun trat auch noch Mademoiselle Pourras ein, denn sie war die ganze Zeit nicht dagewesen, während ich diese Tollheiten trieb, und in meinem Zartgefühl, das jeder Folgerichtigkeit entbehrte, unterstützte ich die Mutter in ihren Bemühungen, die Tochter nichts merken zu lassen. Als Mademoiselle Pourras eintrat, war sie fertig angekleidet, um in die Oper zu gehen, wo man Beaumarchais' «Tarare» zum ersten Male gab. Madame Pourras bot mir an, daß sie mich mitnehmen wollten. Ich nahm den Vorschlag an: so endete mein Vergiftungsversuch, damit alles vollends tragikomisch sei, in einem Opernabend.

Ich war dort sehr ausgelassen, sei es, daß das Opium diese Wirkung auf mich ausübte, sei es — was mir wahrscheinlicher vorkommt —, daß ich nun genug von allem Düsteren hatte, was vorgefallen war, und das Bedürfnis verspürte, mich gründlich zu amüsieren. Am folgenden Tage nahm Madame Pourras, die für notwendig hielt, meinen Tollheiten nunmehr ein Ende zu machen, meine Briefe an ihre Tochter zum Vorwande hierzu; sie tat, als habe sie erst an jenem Tage davon gehört, und schrieb mir, ich habe ihr Vertrauen mißbraucht, indem ich den Verkehr in ihrem Hause dazu benutzt habe, ihrer Tochter einen Entführungsvorschlag zu machen. In der Folge davon, so erklärte sie mir, werde sie mich nicht mehr empfangen, und um mir jede Hoffnung und jede Möglichkeit zu nehmen, daß ich etwa doch noch meine Bemühungen fortsetzte, ließ sie Herrn von Charrière kommen und bat ihn, ihre Tochter persönlich nach ihren Gefühlen für mich zu befragen. Mademoiselle Pourras gab Herrn von Charrière ganz klar zur Antwort, daß ich niemals zu ihr von Liebe gesprochen, daß sie sich über meine Briefe sehr gewundert, daß sie niemals etwas getan oder gesagt habe, was mir zu solchen Vorschlägen ein Recht hätte geben können, daß sie durchaus mit der Heirat, die ihre Eltern für sie in Aussicht genommen hatten, einverstanden, und mit ihrer Mutter in puncto der hinsichtlich meiner Person gefaßten Beschlüsse vollkommen einig sei. Monsieur de Charrière erstattete mir über die Unterhaltung Bericht, wobei er hinzufügte, daß er, wenn er bei der jungen Person auch nur die geringste Neigung für mich festgestellt hätte, versucht haben würde, die Mutter zu meinen Gunsten umzustimmen. So endete das Abenteuer.

Ich kann nicht sagen, daß ich viel Kummer darüber empfand. Meine Phantasie ging damals manchmal mit mir durch, und durch die Schwierigkeiten gereizt, die sich mir in den Weg stellten, hatte

ich mich dann vollends verrannt; aus Furcht, zu meinem Vater zurückkehren zu müssen, hatte ich zäh diesen Versuch gemacht; mein unreifer Verstand hatte mich zu den absurdesten Mitteln greifen lassen, und meine Schüchternheit hatte sie noch absurder gemacht. Aber ich glaube, ich hatte niemals in meinem Herzen Liebe gefühlt. Sicher ist jedenfalls, daß ich, unmittelbar nachdem ich dieses Projekt hatte aufgeben müssen, mich völlig getröstet fand.

Die Person, die selbst während ich alle diese Narrheiten beging, völlig meinen Geist und mein Herz beherrschte, war Madame de Charrière. Inmitten all diesen Treibens, meiner romantischen Briefe, meiner theatralischen Selbstmord- und Giftdrohungen, verbrachte ich Stunden, ja ganze Nächte damit, mit Madame de Charrière zu plaudern, und während dieser Unterhaltungen vergaß ich meine Unruhe wegen meines Vaters, meine Schulden, Mademoiselle Pourras und die ganze übrige Welt. Ich bin überzeugt, daß ohne diese Gespräche mein Betragen viel weniger absonderlich gewesen wäre. Alle Meinungen von Madame de Charrière beruhten auf der Verachtung von Konvenienz und Sitte. Wir wetteiferten förmlich darin, uns über alles lustig zu machen, was wir um uns sahen; wir berauschten uns an Spott und Verachtung gegenüber dem Menschengeschlecht, und aus alledem ergab sich, daß ich handelte, wie ich sprach, wobei ich selber manchmal wie toll über etwas lachte, was ich eine halbe Stunde zuvor in der Verzweiflung toderntst unternommen hatte. Das Ende aller meiner Absichten auf Mademoiselle Pourras brachte mich noch enger mit Madame de Charrière zusammen; sie war der einzige Mensch, mit dem ich ganz offen sprach, weil sie der einzige war, der mich nicht mit Ratschlägen und Vorstellungen über mein Verhalten langweilte.

(Deutsch von Eva Rechel)